

bringt im 17. auf der Basis der ersten gedruckten Gesamtausgabe die Blüte des Scotismus. Eigens wird die Aufnahme seines Metaphysik-Ansatzes von F. Suárez bis Chr. Wolff behandelt; sodann Rezeption und Transformation bei I. Kant; schließlich seine Rolle im 19./20. Jhdt.: Ch. S. Peirce, F. Brentano, M. Heidegger, H. Blumenberg und die historische Forschung. – Eine Schlußbermerkung nimmt nochmals drei Stichworte auf: Intentionalität, Transzendentalität, Moralität, ehe der Anmerkungsteil sowie Zeittafel, Literaturverzeichnis, Personen- und Sachregister den Bd. vervollständigen.

Einige Satzfehler sind nicht sinnstörend (doch 52, 9: *ycos* [?], 67, 14 v.u.: statt *seien*: wären, 82, 3 wird worauf verwiesen? Schließlich mein *ceterum censeo* zum falschen Dativ in Appositionen: 38, 5; 148, II 9). Eine wohl dem PC geschuldete Verwirrung gibt es indes 76, Abs. 1: Im zweiten Sinn meint „Nichts“ das, „was als ein Seiendes außerhalb der Seele weder ist noch sein kann“ (*quod nec est, nec esse potest aliquid ens extra animam*: a. a. O.). Die jetzt dort stehenden Zeilen begegnen erneut in Abs. 2, wo sie angehören.
J. SPLETT

GÓMEZ TUTOR, JUAN IGNACIO, *Die wissenschaftliche Methode bei Christian Wolff* (Christian Wolff – Gesammelte Werke, Materialien und Dokumente; 90). Hildesheim [u. a.]: Olms 2004. 366 S., ISBN 3-487-12808-X.

In seiner als philosophische Habilitationsschrift an der Universität Trier angenommenen Studie untersucht Verf. die wissenschaftliche Methode beim bedeutendsten Vertreter der deutschen Schulphilosophie, Christian Wolff.

Das Buch gliedert sich in vier Kap. Der erste große Abschnitt behandelt die mathematische Methode bei Wolff (= W.) als *Einheit* und untersucht vornehmlich ihre Vorbilder, Quellen und Verfahrensweisen (18–119). Im ersten Unterabschnitt analysiert Verf. die mathematische Methode Wolffs und stellt heraus, daß sie für ihn als „universelle Verfahrensweise“ für alle wissenschaftlichen Disziplinen gedacht war (18). „Wolffs mathematische Methode verlangt, daß die benutzten Begriffe genau definiert, die Herleitung der Grundsätze aus den Begriffsdefinitionen klar dargestellt und die Beweise streng durchgeführt werden“ (26). Wissenschaft wird daher als Durchführung von Beweisen bestimmt, weswegen der Methode dieser Beweisführung konsequenterweise eine ausschlaggebende Bedeutung zukommt. Allerdings ist nun nicht die Mathematik als Quelle für W.s Methode anzusehen, sondern vielmehr als diejenige Disziplin, in der die notwendigen Grundregeln der Vernunft vollständig gebraucht werden und die daher auch als strengste und akkurateste Wissenschaft anzusehen ist (29; 44 f.). Es ist also nicht die Mathematik, die für W. den Verstand schärft, sondern ihre Methode (30). W. schreibt selbst: „Wenn ich auf das genaueste überlege, was in der mathematischen Lehr-Art vorkommt, so finde ich diese drey Haupt-Stücke, 1. daß alle Wörter, dadurch die Sachen angedeutet werden [...] durch deutliche und ausführliche Begriffe erklärt werden; 2. daß alle Sätze durch ordentlich an einander hangende Schlüsse erweisen werden. 3. daß kein Förder-Satz angenommen wird, der nicht vorher ausgemacht worden und solchergestalt die folgenden Sätze mit dem vorhergehenden verknüpft werden [...]“ (40). Diese drei Grundregeln der Mathematik sind dem Verstand vorgegeben, sind also nichts anderes als die Vorgaben, auf „natürliche Art zu denken“, wie W. sagt (45). Auch im Bereich der Erkenntnisextension ist die mathematische Methode der Philosophie der nur beschreibenden (historischen) Erkenntnis überlegen, da diese nicht zur „Demonstration“ von Wahrheit gelangen kann (61). Ohne die strenge Anwendung der mathematischen Methode, die man nach Ecole besser „wissenschaftlich“ nennt, verbleibt die Philosophie für W. bei undeutlichen Begriffen, anstatt über gewisse und deutliche Erkenntnisse der Wissenschaft zum Fortschritt zu verhelfen (82). Wichtig ist der quellengeschichtliche Exkurs (86–92), der m. E. sehr überzeugend darlegt, daß W. nicht von der Logik von Port Royal beeinflusst war, wie dies Kreimendahl herausgestellt hat. Denn für W. spielte die Verkettung von Beweisen eine Schlüsselrolle. Dies ist aber bei der Logik von Port Royal, die nur eine schulmäßige Darstellung des Stoffes kennt und diese als vierte Operation des Verstandes ausweist, nicht der Fall. Gegen eine solche Schulordnung zieht W. gerade zu Felde (90), da für ihn das Ordnen des Stoffes keine eigene Operation des Verstandes sein kann, sondern nur eine Gedächtnisstütze. Die weiteren Ausführungen der

folgenden Unterabschnitte zeigen die Entwicklung der Wolffischen Methode in der *Lateinischen Logik*, in der W. auf höchstem Niveau die mathematische Methode als systematische Voraussetzung der Logik darstellt. Dabei kann Verf. die These von Risse (aus seiner „Logik der Neuzeit“), in W.s Werk zeichne sich chronologisch eine „relative Abwertung der Mathematik“, zurückweisen (108). Es scheint, daß Risse wie auch andere Kommentatoren übersehen haben, daß die Mathematik für W. keine Quelle der mathematischen Methode darstellt. „Aber da die Mathematik die beste Anwendung der mathematischen Methode ist, scheint es nicht ratsam, auf die Mathematik als Vorbild zu verzichten, wenn man die mathematische Methode skizzieren will“ (114).

Der zweite Hauptteil umfaßt Hauptmomente der wissenschaftlichen Methode W.s (120–242). Dabei nimmt als erstes Hauptmoment die Genauigkeit der Begriffsdefinitionen eine Schlüsselstellung ein (120). Die vom Subjekt wahrgenommene Empfindung wird zum deutlichen Begriff, wenn sie unterteilt werden kann; wenn nicht, stellt sie einen undeutlichen Begriff dar (120). Im Prozeß der Indetermination wird die Abstraktion durchgeführt, d. h., die genauen Bestimmungen der gesamten Empfindung werden durch „Indetermination“ weggelassen, so daß man den Begriff der Art erhält (121). Wird dieser Prozeß wiederum auf den Artbegriff angewandt, führt er zum Gattungsbegriff. Aber auch die willkürliche Verbindung wird als legitime Quelle von Begriffen von W. zugelassen. Deren Realität kann *a priori* durch den Aufweis des notwendigen Zusammenhangs mit anderen Begriffen aufgezeigt werden, *a posteriori*, wenn man Objekte wahrnimmt, die die hervorgebrachten Begriffe enthalten (121–123). Nach einer Erläuterung von W.s Definitionslehre – er kennt Sach- und Wortdefinitionen – kommt Verf. zur Erläuterung des „klaren Begriffs“, der für das Verständnis W.s von entscheidender Bedeutung ist: „Wenn ich die Sache aufgrund meiner Vorstellung derselben erkennen kann [...] dann habe ich einen klaren Begriff, z. B., wenn ich von einer bestimmten Figur weiß, daß sie Quadrat heißt. Da die Begriffe paarweise gegliedert werden, gehört als Gegenpart eines klaren Begriffs ein dunkler Begriff dazu. [...] Ein klarer Begriff ist deutlich, „wenn ich sagen kann, aus was vor Merckmahlen ich die vorkommende Sache erkenne“ [...] Im Gegensatz zu dem deutlichen Begriff bleibt ein klarer Begriff undeutlich, wenn man nicht imstande ist, jemand anderem die Merkmale anzugeben, an denen man die vorkommende Sache erkennt“ (127–128). Diese Definitions- und Begriffstheorie wurde in W.s Deutscher Logik weiter differenziert (133–146), um in der Lateinischen Logik ihre Vollendung zu finden (150–168).

Das zweite Hauptmoment der wissenschaftlichen Methode ist die Absicherung der Grundsätze (169–207). Dabei schickt Verf. die Satzlehre W.s voraus. Ein Satz, der unmittelbar aus einer Definition erschlossen wird, heißt bei W. „Grundsatz“ (169), wobei ein Axiom ein Grundsatz ist, der zeigt, daß etwas ist, und Postulat ein Grundsatz, der angibt, wie etwas getan werden kann (169–170). Daneben gibt es Erfahrungssätze, die aus Empfindungen, sowie Lehrsätze, die aus verschiedenen Definitionen stammen (171). Nur letztere müssen auch bewiesen werden. Verf. geht im Verlauf der Untersuchung den sich verändernden Satzklassifikationen sowie den Wegen der Gewinnung von Sätzen und Urteilen nach. Die *Lateinische Logik* erweist sich auch hierin als ausgefeilteste Behandlung dieser Themen im Wolffischen Œuvre (189–207).

Das dritte Hauptmoment der wissenschaftlichen Methode ist für Verf. die Strenge der Beweisführung (208–242). Dabei wird deutlich, daß für einen „richtigen“ Beweis (215) ein Syllogismus allein ungenügend ist. Für W. ist Gewißheit über eine Proposition nur zu erlangen, „[...] wenn man die Richtigkeit der Prämissen verstanden hat; das bedeutet, daß die Prämissen mit anderen Syllogismen so lange bewiesen werden müssen, bis man zu einem Syllogismus kommt, in dem dessen Prämissen entweder Definitionen oder Grundsätze oder Erfahrungssätze oder schon im voraus bewiesene Sätze sind“ (215). Ein Beweis wird also als Demonstration verstanden, d. h. als eine Kette von Syllogismen, die am Ende keinen Zweifel am Argument aufkommen lassen, weil die Prämissen nur unzweifelhafte Erfahrungen, Axiome oder bereits bewiesene Sätze enthalten (216; 237–238). Die Demonstration selbst wird in eine direkte und eine indirekte unterschieden (239–240).

Das dritte Kap. (242–270) umfaßt die Relation von mathematisch-wissenschaftlicher Methode und der „ars inveniendi“. Das besonders lesenswerte, bündige vierte Kap. un-

tersucht das Verhältnis von Methode und System (271–277). Auch wenn sich der Begriff „System“ in der *Deutschen Logik* kein einziges Mal findet (271), so ist er doch ein Schlüsselbegriff für die Interpretation W.s. Aus seinen übrigen Werken geht hervor, daß er ein *System* als Demonstration betrachtet, d. h. als vornehmste Frucht der wissenschaftlichen Methode. In einem System werden die Sätze untereinander verknüpft, „wenn die einen Sätze aus den anderen Sätzen, die als ihre Prämissen gelten, bewiesen werden“ (273). Dies besitzt vier offensichtliche Vorteile, die oftmals nicht wahrgenommen werden. Erstens wird so die Wahrheit von Sätzen viel evidenter gemacht, zweitens ist der Fortschritt der Wissenschaften gesichert, drittens werden Widersprüche vermieden und viertens werden Irrtümer leicht und deutlich erkennbar (274–275).

Aber was hat nun die systematische Philosophie von einer Arbeit zur Wolffschen Methode? Tutors detaillierte Arbeit zeigt, welche Ansprüche eine wissenschaftliche Methode zu erfüllen hat, nämlich Klarheit der Begriffe, Rechtfertigung ihrer Aussagen, lückenlose Beweise etc. (280). Aber vor allem wird durch seine Studie das Bestreben W.s nachvollziehbar, eine Synthese aus Erfahrung und Vernunft zu leisten, die zwar in einem geschlossenen System mündet, aber deswegen noch nicht als „dogmatischer Trugschluß“ bezeichnet werden darf, wie dies weithin noch geschieht. W.s Suche nach Wahrheit und Gewißheit überzeugend nachgezeichnet zu haben, ist das Verdienst dieser lehrerwerten Studie.

U. L. LEHNER

WATKINS, ERIC, *Kant and the Metaphysics of Causality*. Cambridge: University Press 2005. XI/451 S., ISBN 0-521-54361-4.

Noch ein Buch über Kant und Hume, so mag der Leser denken. Als ob in den Beiträgen von L. W. Beck, G. Buchdahl, P. Strawson und vielen anderen nicht längst alles Wichtige gesagt wäre. Doch E. Watkins (= W.) rekonstruiert in seiner eindrucksvollen Studie nicht abermals Kants Argument gegen Hume und für die Objektivität der Kausalrelation. Wie der Titel des Buches bereits andeutet, stellt er Kants Behandlung der Kausalität vielmehr in den Zusammenhang der Metaphysik seiner Zeit. Dieser „kontextualistisch-historiographische Zugang“ (8) soll sicherstellen, daß nicht unsere heutigen, sondern Kants eigene Fragen die Grundlage der Lektüre bilden. Um den zeitgenössischen Kontext zu erschließen, beginnt W. den ersten Teil mit einer Darlegung der Auseinandersetzung um Leibniz' Lehre von der prästabilierten Harmonie (23–100). Sein besonderes Augenmerk gilt dabei der Wolffschule und ihren Kritikern. Da die einschlägigen Texte noch nicht ins Englische übersetzt sind, läßt W. die Autoren ausführlich selbst zu Wort kommen. Während sowohl Wolff als auch seine Schüler Baumgarten und Meier an der prästabilierten Harmonie in mehr oder weniger abgewandelter Form festhielten, vertrat Kants Königsberger Lehrer Knutzen die entgegengesetzte Auffassung, wonach endliche Substanzen gemäß ihrer Natur aufeinander einwirken. Dieser Umstand ist um so bemerkenswerter, als Knutzen seine Position ausgehend von den Vorgaben der Leibnizschen Metaphysik entwickelte. Wie W. überzeugend nachweisen kann, ist dafür die bei Leibniz unklar gebliebene Unterscheidung zwischen ursprünglichen und abgeleiteten Kräften verantwortlich (97). Der zweite bekannte Vertreter der *influxus physicus* genannten Lehre ist Crusius. Er gründete seine Metaphysik auf den Begriff der Kraft, verstanden als dasjenige, wodurch ein Ding das andere möglich oder wirklich macht. Auf Crusius gehen außerdem die für das Verständnis des vorkritischen Kant wichtigen Unterscheidungen zwischen dem Ideal- und dem Realgrund sowie zwischen dem zureichenden und dem bestimmenden Grund zurück. Was nun Kants eigene Theorie der Kausalität angeht (101–180), setzt er sich von Wolff und Crusius gleichermaßen ab. In der „Nova Dilucidatio“ aus dem Jahr 1755 stellt er den Prinzipien des Widerspruchs und des bestimmenden Grundes die beiden Grundsätze der Aufeinanderfolge und des Zugleichseins an die Seite. Der erste soll zeigen, daß die Substanzen in kausalen Beziehungen aufeinander stehen müssen, weil sonst ein Wechsel ihrer Bestimmungen, wenigstens unter Wolffschen Vorgaben, unmöglich wäre. Der zweite Grundsatz klärt die Frage nach dem *Wie* der kausalen Beziehungen. Gegen Crusius gerichtet argumentiert Kant, sie könnten nicht in der bloßen Existenz der Substanzen, sondern müßten im göttlichen Verstand begründet sein. Da die Beziehungen dennoch real sind,